

(7. Fortsetzung.)

Er ließ sich ein Glas Bier geben und begann mit dem Wirth ein Gespräch, zuerst von alltäglichen Sachen, dann kam er auf die Familie Felsing zu sprechen, und endlich that er die Frage, die ihm auf der Seele brannte. „Gewiß“, antwortete der redselige Wirth, indem er sich erhob, „der junge Herr hat bei den Alexandern sein Jahr abgedient; o, er war ein sehr schneidiger Soldat, hat's sogar bis zum Reserveleutnant gebracht.“

Der alte Walter nickte nur stumm; jetzt wußte er genug, nun war auch der letzte Zweifel gehoben. Hans Felsing war der Mörder.

Starr sah er in sein Glas. Jetzt war er ruhig.

Nun hatte er den Menschen ausfindig gemacht, der ihm sein Heuerstes gebracht hatte — nun konnte er sich rächen, sich für alles rächen, was man an ihm verübt hatte.

„Warte nur, mein Bürschchen!“ flüsterte er und ballte die Hände, „jeht kommt die Abrechnung!“

Aber im gleichen Augenblick sank wieder alles dahin in nichts — nein, nein, er konnte, er durfte ja nichts unternehmen gegen jenen Glenden, denn jener war ja der Bruder seines Herrn, seines geliebten Herrn, dem er Leben und Ehre und alles verdankte.

Ihm waren die Hände gebunden, er konnte und durfte sich nicht rächen — ja mehr noch — nicht einmal sprechen durfte er davon, denn er konnte seinem Retter doch nicht den Schmerz bereiten. Nein! Nein! Das wollte er nicht! — Für so viel Gutes, das man ihm erwiesen hatte, wollte er sich nun erlauben zu zeigen! Lieber schweigend alles ertragen und bei sich begraben und weiter heimlich leiden, als die Brüder durch ein unbedachtes Wort entzweien und verfeinden — nein! So klein wollte er nicht handeln!

Entschlossen fuhr er heimwärts. Er sagte nichts.

Aber als Bruno ihn sah, fragte er besorgt: „Mutterchen, was fehlt Ihnen? Wie sehen Sie denn aus?“

Und da raffte er sich mit aller Kraft zusammen, lächelte und antwortete: „O, mir ist gar nichts, Herr Paulsen. Ich habe ein paar Glas Bier getrunken, vielleicht sind sie mir zu Kopf gestiegen.“

Bruno drohte lachend: „Machen Sie keine Geschichten, alter Mann!“

Aber als Walter in seiner Stube war, da riegelte er hinter sich ab, und dann weinte er bitterlich.

Wohlgemuth war die Gesellschaft.

Natürlich war alles erschienen, was nur kommen konnte, und die schöne, junge Wittve zu sehen.

So war denn Frau Elfe der Mittelpunkt, um den sich alles gruppirt; besonders die Herren, die jungen so wohl wie die alten, umschwärzten sie und fragten ihr die angelegentlichsten Liebenswürdigkeiten, die sie mit graziosen Lächeln hinnahm. Aber auch die Damen huldigten ihr, und besonders diejenigen, von denen man es am wenigsten erwartete, nämlich die älteren Mädchen und die Mütter von heirathsfähigen Töchtern — gerade diese waren so liebenswürdig, damit es nicht ausfiele, als seien sie eifersüchtig auf die schöne, junge Frau.

Auch das durchschaute Frau Elfe sehr bald, aber auch dazu lächelte sie mit schelmischer Liebenswürdigkeit.

Hans verhielt sich zuerst abwartend, um den Leuten nicht noch mehr Stoff zum Klatsch zu geben; als er aber sah, wie sich ein Galan nach dem anderen bei der schönen Frau einfand, und wie sie seinen Tanz freilich hatte, da wurde er doch ein wenig eifersüchtig, ging direkt zu ihr und sicherte sich wenigstens die großen Tänze und die Kaffeepause bei Elfe, was sie ihm denn auch mit schalkhaftem Lächeln zugestand.

Als bereits alles im besten Amüsement war, erschien Bruno plötzlich.

Die Mama war die erste, die ihn antommen sah; sie ärgerte sich zwar ein wenig, daß er nun doch noch da war, aber sie verbar ihr Mißthimmung und hieß ihn willkommen.

Auch Hans war enttäuscht, denn er hatte an Bruno gar nicht mehr gedacht; aber auch er spielte ihm eine ganz geschickte Komödie vor und begrüßte ihn freundlich.

Bruno selbst blieb freundlich, aber reservirt, denn er durchschaute sofort alles und sah, daß er nicht gern gesehen wurde; aber heute war ihm das gleichgültig, heute wollte er hier sein, um zu beobachten; alles andere kümmerte ihn nicht.

Und dann sah er Frau Elfe wieder; sie tanzte gerade und sie bemerkte ihn noch nicht; mit erstaunten, großen Augen sah er sie an — o, war sie schön geworden! In ehrlicher Bewunderung sah er zu ihr hin, und nicht satt sehen konnte er sich an dieser üppig stolzen Schönheit. Dann aber fiel ihm ein, daß er ja von allen Seiten beobachtet wurde, und nun zog er sich in eine Nische zurück, von der aus er alles über sah, während er selber fast nicht zu sehen war.

Nicht aus den Augen ließ er sie

nun, auf Schritt und Tritt folgten ihr seine Blicke, und von Minute zu Minute berauschte er sich an der Schönheit dieser entzückenden jungen Frau.

Jetzt tanzte Hans mit ihr — ach, wie sie in seinem Arm lag! Wie sie ihm zulächelte! Und wie nahe er ihr mit seinen Lippen ans Ohr kam, als er sprach! Und dann diese Blide, diese glückseligen, lächelnden Augen! Ja, es war kein Zweifel, sie waren Liebesleute!

Ein Fußler rang sich los aus seiner Brust.

Er schloß die Augen und stand einen Augenblick so da — in seiner Seele klang ein klagenber Ton, in seiner Brust brannte ein heftiger Schmerz, und in seinem Hirn fieberte die Angst — — — was er bis jetzt nicht hatte glauben wollen, nun mußte er es glauben, denn mit eigenen Augen hatte er es soeben ja gesehen: Elfe und Hans waren ein Paar!

Das wühlte alles in ihm auf. Er ballte die Hände. Er hätte hingehen und ihn hier vor allen Leuten tobt schlagen können — solche Wuth kam plötzlich in ihm hoch.

Aber nur einen Augenblick hielt das vor, schon im nächsten war er Herr seiner Stimmung.

Und nun sah er ein, daß er sich nur mit ruhiger Höflichkeit und unverbindlicher Freundlichkeit aus der Affäre ziehen konnte.

Gleich darauf stand Frau Elfe vor ihm und reichte ihm die Hand.

„Guten Abend, Bruno!“

„Guten Abend, Elfe!“ sagte er ruhig und freundlich und schüttelte ihr die Hand.

Sie sahen sich an, einen Augenblick lang, ohne ein Wort zu sprechen.

Dann sagte er leichthin: „Es geh dir gut, wie ich sehe; das freut mich.“

Noch immer sah sie ihn an und schweig.

„Du bleibst länger hier?“ fragte er dann.

Und da begann sie, mit merklich zitternder Stimme: „Bruno, zürnst du mir noch?“

Er zuckte leicht zusammen, wurde aber sofort wieder fest, und antwortete ruhig und leicht: „Weshalb sollte ich dir denn zürnen?“

„Nicht den Ton, Bruno“, bat sie, „du bist jetzt nicht ehrlich.“

Erstaunt sah er sie an, und leicht ironisch fragte er: „Willst du der lieben Freundin hier singum neuen Stoff zum Klatsch geben? Oder siehst du nicht, daß alle Augen auf uns gerichtet sind?“

„So komm hinaus in den Park“, bat sie, „ich möchte mit dir sprechen.“

Ruhig, lächelnd, strich er seinen Bart und sagte: „Ach nein, das wollen wir doch lieber lassen. Was wir uns noch zu sagen haben, mag hier oben geschehen.“

Wieder sahen sie sich fest und ernst an.

Dann sagte sie: „Bruno, ich habe dir damals sehr weh gethan.“

„Bist du vielleicht deswegen gekommen, um mir das zu sagen?“ Kalt und höhnend klang es.

Und leiser, flehender bat sie: „Du darfst mir nicht zürnen, Bruno! Ich war zu jung, zu flatterhaft; er jetzt kenne ich das Leben.“

Er war bleichlich weich geworden; es war, als ob plötzlich ein Hoffnungsstrahl des Glücks zu ihm käme; es war, als ob noch alles gut werden könnte — und schon hatte er ein liebes Wort auf den Lippen; da aber kam wieder das stolze, trotzig Bauerneblut hoch; da sagte er sich: nein, sie soll nicht damit zu ihrem Galan sprechen, daß sie dich weich gefunden hat — und da antwortete er mit höflicher, aber kalter Stimme: „Du brauchst dir absolut keinen Vorwurf zu machen — über das, was ehemals geschah, ist längst Gras gewachsen; das ist alles längst vergessen. Dafür sorg, Gott sei Dank, der Ernst des Lebens. Und es ist am besten, wir sprechen überhaupt nicht mehr davon.“

Mit einem langen fragenden Blick sah sie zu ihm auf, endlich sagte sie leise: „Wie du willst.“

Ein Walzer begann eben; fück schmeichelnd klangen die Weifen „An der schönen blauen Donau“ herüber.

„Du tanzest nicht?“ fragte sie.

„Nein“, antwortete er.

„Dann hast du wohl die Güte, mich auf meinen Platz zurückzuführen.“

„Bitte.“

Sie legte ihren Arm in den seinen, und stumm gingen sie nebeneinander hin.

Raum waren sie da, als auch schon Hans angestürzt kam und „seinen Walzer“ erbat.

Ohne sich nach ihnen umzusehen oder sich überhaupt an jemand zu kehren, ging Bruno schnurstracks in die Garderobe, ließ sich den Mantel geben und verließ das Fest.

Er hatte hier jetzt nichts mehr zu thun.

Während er nach Hause fuhr, zwang er alle Gedanken an die eben erlebte Szene zurück.

Und mit kalter Vernunft überlegte er nun, wie er im nächsten Frühjahr die Bestellung der Felder und das Leihen der Aehren arrangiren könne — auch an den Neubau einer Scheune

dachte er — mittendurch aber erklangen ihm doch immer die Weifen „An der schönen blauen Donau“.

In der ersten Hälfte des November begann der Winter seinen Einzug zu halten. Eines Morgens waren Blumen und Felber mit einer dichten, weißen Dede zugebedt, und auf Büschen und Bäumen lagerte die weiße Last in malerischen Formen.

Gegen Mittag ließ sich Bruno den Schlitten anspannen und fuhr allein hinaus in die weite, weiße Einsamkeit.

Ah, das war eine Wohlthat! Mit vollen Zügen athmete er diese herrliche, reine Luft ein.

Ganz hellblau und leuchtend klar war der Himmel, und die milde Winteronne schien warm und wohlthig und warf ihre leicht violetten Schatteln auf die unendlich sich deh nende weiße Fläche.

Träumerischen Auges sah Bruno ins Weite.

Es war ihm eine linde Wohlthat, so einsam, so weiltfern, so still dahinzufahren.

In seiner Seele wurde es ruhiger, und in seinem Herzen pochte es weniger ungestimmt.

Seit jener Ballnacht hatte er vergebens danach getrachtet, seine Ruhe und seine stille Arbeitsfreude wiederzufinden.

Vergessen wollte er! Alles, alles, was geschehen war — er mußte ja verlernen!

Mit wohlbem Feuerer stürzte er sich in seine Arbeit — vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht war er auf den Beinen — bald auf dem Feld, bald im Hof — nirgend Ruhe oder Rast — immer nur arbeiten, arbeiten — den Geist beschäftigen und nicht an das mehr denken, was nun hinter ihm lag, was nun vergessen werden mußte.

Und doch war alles das umsonst. Solange er mitten in der emsigen Thätigkeit war, und solange alle seine Gedanken in Anspruch genommen waren, so lange hatte er Ruhe und Frieden; kaum aber war er allein, so wachte alles Gedehene wieder auf, so war er wieder im Bann der alten; längst begrabenen gemessenen Schmerzen.

Und dann die Nächte! Nie fand er mehr den herrlichen, traumlosen Schlaf, der ihn sonst immer so erquickt hatte. ... Stundenlang lag er wach, zählte in qualvoller Ungeduld die dahinschleichenden Viertelstunden, die die Uhr antündigte; und selbst wenn er schon leicht einschlumerte, wurde er von gräßlichen Bildern und Angstvorstellungen gequält.

Er litt unglücklich darunter. Eine Stimmung, sonst so heiter und froh, war nun ewig trüb und trüb; wortlos ging er umher, mied jede Gesellschaft und jede Unterhaltung, und sein Aussehen wurde von Tag zu Tag elender.

Seit jener Ballnacht hatte er nichts mehr von seinen Angehörigen aus der Stadt erfahren; er wollte auch nichts mehr von ihnen hören; und wenn einer seiner Nachbarn kam, um ihm Neuigkeiten und Klatsch zuzutragen, dann lief er ihm einfach davon.

Und doch war all dies Sich-Pantern ganz umsonst, denn immer klarer wurde es ihm, immer deutlicher fühlte er es, daß er die schöne, junge Frau noch immer liebte, ja, daß er jetzt, nun sie zur vollen Schönheit erblüht war, daß er sie jetzt erst mit der großen Leidenschaft liebte, die der Entlohnung, kein Verzicht, kein Resigniren tennt.

Ja, ja, er liebte sie mit all seiner gebundenen Kraft, mit all seiner verhaltenen Leidenschaft, mit seinem treuen Herzen; er liebte sie, liebte sie mehr denn je.

Und als er dies erkannt hatte, da war er hingefunken in das Wolfer seines Arbeitsstuhls, hatte krampfhaft die Lehne umklammert und hatte heimlich, verflohen gewohnt, denn er erkannte ja auch, daß er dennoch verzichten mußte, daß er dennoch resigniren mußte, weil sie nicht ihn, sondern seinen schönen, eleganten Bruder liebte.

Wüthend, wahninnig wüthend, ballte er die Hände — — — ja, ja, jetzt haßte er seinen Bruder wie seinen ärgsten, schlimmsten Feind.

Und dann, als die wilde, lodernde Wuth sich ausgetobt hatte, dann war die körperliche Ermattung gefolgt, dann war er schlaff und abgeheft hingefunken und hatte sich daran gewöhnen müssen, sich wieder in die Einsamkeit seiner Tage zurückzufinden und hatte einsehen müssen, daß er machtlos war gegen sein Schicksal, daß er mit seiner bäuerlich ungestümen Wuth nichts ausrichten konnte, und daß er alles, wie es der Himmel uns schick, ertragen mußte.

Und als er dies erkannt hatte, da war dann die große Stille gekommen, die graulame Einsamkeit der Seele, die da klar erkennt, daß es nun nichts mehr zu hoffen gibt, daß nun alles aus und vorbei ist, daß nun die Tage dahinschleichen werden, trüb und ebe, bis einmal das große Sanktspiel zu Ende sein wird.

Aber nicht weich geworden ist er

nach dieser Erkenntnis; nein, hart und trobrig hat er es ausgenommen — das Weiche, das Schmerzvolle, das hat er innerlich tief, tief verschlossen — äußerlich zeigt er nur ein kaltes, ernstes, oft sogar hartes Gesicht, und mit dem Stolz und Troß des Bauern suchte er nun, sein Gesicht zu ertragen —

Natürlich entging die Veränderung des Hausherrn auch den anderen Hausgenossen nicht.

Zuerst bemerkte sie der alte Walter. Er war ja selber so erfüllt von seinem Weh, daß er oft an sich halten mußte, um nicht zu zeigen, wie roch und wunde seine Seele war. Aber gerade in seinem Schmerz schärfte sich Auge und Empfindung für das, was um ihn her vorging, und vor allem sah er nun mit doppeltem Interesse auf seinen geliebten Herrn, dem er Leber und alles verdankte, und für dessen Wohl zu machen er sich hoch und heilig geschworen hatte.

Natürlich entging ihm, wie das Gesicht seines lieben Herrn von Tag zu Tag ernster wurde, wie seine gute Laune schwand und nicht wiederkam, und wie sein Aussehen immer schlechter wurde.

Das machte ihm so ernsthafte Sorge, daß er darüber fast sein eigenes Leid vergaß.

Aber was nur thun? Den Herrn selbst zu fragen, das wagte er nicht, weil er sah, wie Bruno jedem überflüssigen Worte auswich, und ein anderer im Hause konnte ihm doch darüber gewiß auch nichts sagen.

Eines Abends, als Bruno wieder einmal gleich nach Tisch aufstand und das Zimmer verließ, sah der alte Walter fragend zu den beiden anderen Tischgenossen und riskirte die Worte: „Was mag nur unserm Herrn jetzt sein?“

Der Inspektor lächelte heimlich und schweig und sah zu Frau Schramm hinüber, so daß diese auch zu lächeln anfang.

Erstaunt sah Walter von einem zum anderen. „Nun, was ist denn?“ fragte er.

Da fing die alte Schramm an zu lachen und sagte: „Sie sind wohl ganz blind, wie?“

Immer erstaunter sah Walter fi an.

„Sie leben doch nun auch schon 'ne ganze Zeit hier — aber es scheint, Sie hören und sehen nichts, was vorgeht!“ lachte sie weiter.

„Ich kümmere mich um meine Arbeit und um weiter nichts“, entgegnete er nur.

„Nun, dann will ich Ihnen sagen, was in der Stadt doch schon jedes Kind weiß — der Herr ist verliebt!“

Weide lächelten, nur Walter blieb sehr ernst und wurde immer erhaunter.

Dann fuhr die Alte fort: „Heute, wo meine Nichte mal nicht hier ist, können wir ja darüber sprechen. Drinnen in der Stadt bei Felsing's ist nämlich der Besuch — 'ne Dame natürlich — das soll die frühere Liebe unseres Herrn gewesen sein. Ganz toll soll er damals gewesen sein — und trotzdem hat er 'nen Korb gekriegt. Jawohl, sie hat 'nen andern geheiratet. — Na, nun ist mir ja auch klar, weshalb er sich keine Frau nehmen will!“ Sie lachte höhnend auf.

Walter aber sah da mit starrer erstaunten Augen und sagte kein Wort.

Endlich begann die Alte wieder: „Na und nun ist sie Wittve, und nun soll er wieder angefragt haben, sagt man, und nun hat sie ihm zum zweiten Mal 'nen Korb gegeben, denn jetzt wird sie den jungen Herrn Felsing heirathen, sagt man. — Seh'n Sie, das ist der Grund, weshalb er jetzt den Kopf hängen läßt!“

Lächelnd nickten sich Wirthschafterin und Inspektor zu. Nur Walter sah noch immer ernst und starr da.

„Das ist 'ne Neuigkeit, wie? Ja, kommen Sie man zu mir, da können sie schon was hören!“

Lachend stand die Alte auf und ging hinaus.

Endlich sagte Walter: „Wenn das wahr ist, wenn der eine Bruder dem anderen die Braut wegnimmt, dann werden sie sich nun doch wohl entzweien, nicht wahr?“

Und heiter antwortete der Inspektor: „Ja, Mannchen, wissen Sie denn das auch noch nicht? Die beiden Brüder sind sich doch schon immer spinnefeind gewesen!“

Walter zuckte zusammen.

„Schon immer —?“ fragte er.

„Aber natürlich! Und mit der Mutter steht er sich auch so, unser Herr! Das ist doch bekannt.“

„Die Brüder sind sich feind, ernstlich feind?“ fragte Walter tonlos.

„Aber wie! Nicht ausstehen können sie sich!“

„Und nun nimmt der jüngere dem älteren die Braut — wie zu sich selbst sagte er es.“

„Kunstküß!“ rief der Inspektor lachend. „Wenn eine Frau zwischen den beiden die Wahl hat, wird doch wohl jede den netten und jüngeren vorziehen!“

Ohne noch etwas zu erwidern, stand Walter auf und ging in sein Zimmer.

Starr, apathisch sah er da und sah

ins Licht — — — das eben Gehörte klang noch in seinen Ohren — — — und der eine Gedanke derließ ihn nicht: Die Brüder sind sich feind, sie haßen sich!

Und plötzlich kam die Wuth wieder in ihm hoch — o, dieser elegante, glatte Salonmensch, das vornehme Herrchen! — Er war es, der dem Bruder die Braut nahm, er war es, der wieder ein Herz brach, der wieder einem Menschen die Freude an Dasein stahl; o, welche Ungerechtigkeit auf der Welt! Auf dem Unglück der anderen baute dieser Egoist sein Glück!

Ein heißes Rachegefühl keimte in ihm auf.

Und dann dachte er an seinen lieben Herrn, an dessen verträumtes Gesicht, an dessen Seelentummer — — — o, wie tief und innig mußte er diese Frau lieben, daß ihn, den starken Mann, der Schmerz so erschüttern konnte!

„Armer, lieber, guter Herr!“ sagte er halblaut vor sich hin.

Er legte sich zur Ruhe, aber er schlief nicht ein. ... Ein quälender, bohrender Gedanke ließ ihn nicht mehr los.

Auch mit der schönen Frau Elfe war eine Veränderung vorgegangen: seit jener Ballnacht.

Unmittelbar darauf, als Hans mit ihr jenen Donau-Walzer getanzt, merkte er, daß sie anders war wie sonst.

Zuerst hatte er sie erkannt beobachtet, da aber sie selber nichts sagte, so fragte er dann: „Elfe, was hast du? Du zitterst ja! Hat Bruno dich getränkt?“

Und da lachte sie, aber das Lachen klang erzwungen, und mit forcirter Lebhaftigkeit antwortete sie dann: „Was glaubst du denn? Bruno ist doch kein solcher Barbar, daß er mich hier im Ballsaal tranken wird?“

Damit war es dann für den Augenblick abgethan. Aber Hans gab sich damit nicht zufrieden. Er beobachtete sie auf Schritt und Tritt, jede Stunde und jeden Tag.

Und da fand er, daß sein Mißtrauen berechtigt war, denn sie hatte sich seit jener Ballnacht merklich verändert.

Befragt theilte er das der Mama mit.

„Mein Gott, was kann denn nur geschehen sein?“ fragte die geängstigte Konjulin.

Hans zuckte die Schultern.

(Fortsetzung folgt.)

Mütter großer Männer.

Viel ist in jüngster Zeit über Königin Luise und ihren bedeutsamen Einfluß als Mutter auf die Entwicklung des ersten deutschen Kaisers geschrieben worden, untrennbar ist die Gestalt der Frau Rot mit jeder Schilderung Goethes verknüpft; aber mit vielen anderen Müttern, denen ihre Söhne gleichfalls reiches Erbe an Talent und Charakter verdanken, befaßt man sich noch wenig.

So hat Kant, der große Philosoph, der sicher nicht an Gefühlsüberschwang litt, stets nur voll Nahrung seiner Mutter gedacht, er schreibt von ihr, „sie weckte und erweiterte meine Begriffe und ihre Lehren haben einen immerwährenden Einfluß auf mein Leben gehabt.“ Auch Ernst Moriz v. Arndt hat es nicht unterlassen, auszusprechen, was er seiner Mutter dankte, die er die Krone von allen nannte, „ernst, fromm, sinnig und mutbig und durch kein Geschick so zu beugen, daß sie die Klarheit und Besonnenheit verloren hätte.“ Sie war ein Beispiel der Sächlichkeit und Bedürfnislosigkeit, Kaffee, Wein, Thee verschmähte sie und sie erzog ihre Kinder zu strengem, mäßigen Leben. Früh starb sie, ihr später berühmter Sohn empfand, daß er sie am besten ehre, nicht durch Trauer, sondern durch ein Leben in ihren Lehren.

„Wo du auch bist, was du auch bist, dich ehren nicht Tränen, Nein, ein männliches Herz und ein rüstiger Lauf! ... Mächtiger fühle ich mich, zu ringen mit Schwert und Leier, Für das Vaterland frisch nehm' ich den blutigen Tod.“

Die Mutter des eisernen Kanzlers war es, die Otto v. Bismarck ihre Energie und Willenskraft vererbte, sie sorgte auch dafür, daß dem Anaben eine strenge Erziehung zuthel wurde, fast spartanisch, die vielleicht den Untergrund legte zur Entwicklung von Bismarcks eisernem Willen. Von besonderem Interesse ist der Briefwechsel des allgemein als wortkarg bekannten Feldmarschall Moltke mit seiner Mutter, der zum Theil in der hübschen Studie von Anna Michaelis, die diesen Ausführungen zu Grunde liegt, wiedergegeben ist. *)

Der Briefwechsel gewährt Einblick in ein wahrhaft inniges Verhältnis zwischen Mutter und Sohn, in das reiche Gemüthsleben des großen Schwiegervaters, und zugleich in die beschiedene, entbehrungsreiche Jugendzeit des späteren Feldmarschalls. Acht Kinder wuchsen im Elternhause heran. Trotz aller Aufopferung der Mutter blieb

dieses nicht verschont von schweren Konflikten im Gebeleben, die zu einer Trennung zwischen Moltkes Eltern führten. Mit aller Zartheit war Moltke bemüht, der Mutter, seinem Vorbild alles Gutes und Guten, seine Verehrung zu bezeugen, sie theilnehmen zu lassen an seinem eigenen Leben.

„Daß du keine Schmerzen mit Standhaftigkeit und Ergebenheit trägst“, schreibt er der Mutter, „habe ich erwartet, es ist die Ruhe, die ein reines Gewissen und ein gutes Bewußtsein geben. Wie oft ist es mir vor die Seele getreten, daß von allen Wohlthaten der erste mütterliche Unterricht die größte und bleibendste ist. Auf diese Grundlage baut sich der ganze Charakter und alles Gute in demselben, und wenn du acht Kinder zu rechtlichen Menschen herangezogen, so muß ich Dank und Gottes Segen auf dir ruhen.“

Welche Güte Moltkes Mutter, aber nicht nur ihren eigenen Angehörigen, sondern auch Fremden gegenüber bezeugte, geht daraus hervor, daß sie als junge Frau ein Kind ihres Vaters, dessen Mutter anlässlich eines Brandes vor Schred im Wochenbett schwer erkrankt war, zusammen mit einem ihrer eigenen Kinder an die Brust legte und nährte.

Venus Biographen wissen zu berichten, daß der Dichter seine poetische Begabung von mütterlicher Seite empfing, zugleich alles Licht seiner Kindheit, denn der Vater war ein leichtsinniger und zügelloser Offizier, der weder auf Weib und Kind Rücksicht nahm. Ein liebend Gedächtniß haben in ihren Schriften Adalbert Stifter und Peter Rosegger ihren trefflichen Müttern errichtet. Konrad Ferdinand Meyer ererbte von der Mutter nicht nur die poetische Begabung, sondern allerdings leider auch Anlage zur Melancholie und zu einem Gemüthsleben. Die Mutter des Schweizer Dichters starb, umdürrten Geistes, in derselben Anstalt, in der die bewundernswürthe Frau ihren Sohn in jungen Jahren zur Heilung eines Gemüthsleidens unterbringen mußte. Im Gegensatz zu dieser zartbesaiteten Frau war die Mutter Gottfried Kellers ihrem phantastischen Dichtersohn ganz unähnlich, dafür aber unermüdblich und fleißig, stets besorgt für das materielle Wohl ihres unpraktischen Sohnes, der andauernd in bittere Noth gerieth und dem sie immer wieder mit ihren Sparpennigen zu Hilfe kam. Freilich für die geistige Bedeutung der genialen und künstlerischen Eigenart Kellers hatte die in nüchternen Wirklichkeit wurzelnde Kleinbürgerliche Frau kein Verständnis.

Viel geistige Verwandtschaft hat nach seinem eigenen Bekenntniß Hebel mit seiner Mutter gehabt, in Eigenschaften wie in Fehlern. Sie war, gleich ihm, durch und durch sanguinisch, großzügig im Wesen, begeisterungsfähig, und sie war es auch, die den heranwachsenden oft mit eigenen harten Rämpfen gegen den Vater in Schutz nahm. „Gute, rastlos um deine Kinder bemühte Mutter, du warst eine Märtyrerin, und ich kann mir nicht das Zeugnis geben, daß ich für die Verbesserung deiner Lage immer so viel gethan hätte, als in meinen freilich so geringen Kräften gestanden hat.“ So klagt der Dichter nach dem Heimgang der geliebten Mutter, die seine Erfolge nicht mehr miterlebte.

Selbst eine begabte Dichterin war die Mutter Scheffels. Die Frau Major wird geschildert, „voll Wit und sprudelnder Laune, voll lebhafter Phantasie mit reichem wohlwollenden Gemüth, gepaart mit einer Portion Weiberlist und Schalkheit.“ Sie lebte eine stille Welt für sich und Josef hat von ihr das Beste empfunden. Das empfand auch Scheffel selbst, der an einen Freund schrieb: „Was ich poetisches in mir habe, das habe ich von ihr.“

In langer Reihe liehen sich noch die Beispiele, wie bedeutsam Vererbung und Beeinflussung gerade von Seiten der Mütter auf die hervorragenden Persönlichkeiten aller Zeiten gewesen ist, vermehren. Neben den direkten Leistungen der Männer für Kultur und Kunst ihres Landes sehen die so wenig bekannten und genürdigten Leistungen der Frauen, die in ihren Kindern der Nation ihr Bestes gegeben haben.

Lisa Lindt.

*) Der Einfluß der Mutter auf Dichter und Soldaten.

Wir erfahren mit Genugthuung, daß Radium bedeutend im Preise gefallen ist. Eine Unze kostet nur noch 32,100,000. Somit ist es auch dem Minderbemittelten möglich, ohne besondere Aufregung dem Zeitpunkt entgegenzusehen, der ihn dem Ankauf des tausendsten Teiles einer Unze etwas näher bringt.

Um zu beweisen, daß ein Angeklagter wahninnig sei, wurde durch Zeugen erhärtet, daß er sich in drei Monaten drei Mal verheiratet habe. Aber das ist an und für sich kein Beweis. Es gibt eine Menge Leute, die auch durch Schaden nicht klug werden.

Wer schmiert, der fährt; wer anschmiert, fährt besser.